



Otto Schmitt

Max Dauthendey,
Gertraud Rostosky,
Oskar Panizza –

fränkische Künstlerpersönlichkeiten der Jahrhundertwende

Max Dauthendey, ein Mensch der Jahrhundertwende, war der wohl poetischste Dichter, den diese Stadt, den das fränkische Land vielleicht überhaupt hervorgebracht hat, und einer der sinnreichsten unter den deutschen zu seiner Zeit. Der literarische Wind blies aus vielen Richtungen, als er in den 90er Jahren zu schreiben begann, Schicksals-, weil Umbruchsjahren der deutschen Literatur, vor allem des Dramas. Von allen Seiten kamen die Avantgardisten: Kämpfernaturen die einen, entschlossen, nicht nur sich selbst, sondern auch ein neues materialistischeres, ihrer Ansicht nach genaueres, stimmigeres Weltbild durchzusetzen, hatten doch, so meinten sie, die Klassik, die

Am 8. März veranstaltete die Dauthendey-Gesellschaft gemeinsam mit dem Frankenbund im Clubraum der Städtischen Galerie in Würzburg eine Lesung der Studie „Mut zum Traum“ von Heiner Reitberger über die Fränkischen Künstlerpersönlichkeiten der Jahrhundertwende Max Dauthendey, Gertraud Rostosky, Oskar Panizza, die im Dezember 1971 im Studio Nürnberg des Bayerischen Rundfunks gesendet worden war. Nach herzlichen Begrüßungsworten durch den 1. Vorsitzenden der Dauthendey-Gesellschaft, Ludwig Pabst, wies Otto Schmitt, der dem Vorstand der Dauthendey-Gesellschaft angehört, in seinem Einführungsvortrag auf die literarische Bedeutung der Studie „Mut zum Traum“ von Heiner Reitberger hin, die in dem von Wolfgang Buhl herausgegebenen Band „Poetisches Franken“ im Echter-Verlag Würzburg erschienen ist. Er sprach über das Welt- und Kunstverständnis bei Max Dauthendey und anderen fränkischen Künstlerpersönlichkeiten der Jahrhundertwende und über den Gutshof „Zur Neuen Welt“, auf dem sich bis in die 50er Jahre künstlerisch interessierte Menschen aus aller Welt trafen, wo auch Adalbert Jakob nach dem zweiten Weltkrieg wieder den Mut fand, erneut die Dauthendey-Gesellschaft zu gründen, die mit einer neuen Vorstandschaft neben ihrem langjährigen Präsidenten Dr. Hermann Gerstner auch nach ihrer Neukonstituierung und Anschluß an den Frankenbund ihre Aufgabe als literarische Gesellschaft darin sieht, nicht nur das Andenken an Max Dauthendey wachzuhalten, sondern zugleich auch die fränkische Literatur zu pflegen und zu fördern.

Auf mehrfachen Wunsch erscheint im folgenden der Einführungsvortrag, den Otto Schmitt bei der Veranstaltung am 8. März gehalten hat.

Ludwig Pabst

Romantik, selbst der immer noch zu sehr idealisierende oder doch verinnerlichende Realismus die Welt, die Menschenwelt nicht so gesehen, wie sie tatsächlich war: ziemlich unedel nämlich, zu vegetativem oder animalischem Gebrauch besser als zu humanem geeignet, an sich schon mit Vorsicht zu genießen, vollends korrumpiert von den Menschen. Ihr mit Nachsicht zu begegnen, kein Anlaß, sie auf sich beruhen zu lassen, bereits Verrat: ins blind-böse, ins verdorbene Auge galt's ihr zu schauen, haargenau, haarig genau, sollte diese Welt dargestellt, bloßgestellt werden.

Andere Dichter – auch von ihnen waren damals schon Protagonisten am Werk – setzten bald darauf, Welt zu bewegen, ihre Energie, geistige Energie, sehr ins Wort um. Der Expressionismus, er kündigte sich bereits an: Dichtung mit der Intention der Intensität, ein hochgespannter, hochsprachlicher Ausdrucksprozeß.

Noch andere Töne waren da und dort schon zu hören in diesen Jahren, da das Jahrhundert so vieltönig ausklang, neu wohl lautende, formvolle, formstrenge, Literatur im Zustand der Feierlichkeit, ein In-sich-Getragensein, der Versuch, die Sprache (eine sich ihres Wertes, ihrer hohen Transparenz bewußte Sprache) wieder in ihren Rang einzusetzen, in einen Rang, der sich nach der Schönheit bemaß.

Max Dauthendey war, wie sehr er auch ins Symbolistische ausschweifen konnte, vornehmlich Dichter dessen, was ihm die Sinne zutrug. Sinnlich erfuhr er die Welt, die ihm eine Art illustrer Märchenwelt, aber auch Natur, ganz Natur war. Auch der Mensch nämlich und die Dinge des Menschen ordneten sich in diese Naturwelt ihm ein: reich im Geben war sie, auch reich im Nehmen, im und vom Überfluß lebend, ein wenig grausam gewiß, doch auch in ihrer Bitternis viel zu schön, um nicht wahr zu sein. Literarische Trübsal konnte Dauthendey so auf die Dauer nicht blasen, ihm grünte die Welt, wohin er blickte, sie flammte, verwirrte, bestrickte. Die Welt, ein großer Garten, eine einzige Landschaft – ihr Maler, ein Maler mit einer Wunderpalette, das wollte er sein. Ein Dichter voll des Sensualismus – ein Romantiker dennoch, mit kindlich-männlichem Herzen nach schöner Gunst trachtend, ein immerwährend Werender, der auch die Natur zu umwerben nicht nachließ.

Dieses Weltgefühl blieb für ihn bestimmend; es modifizierte sich hin und wieder, weltläufiger, weltmännischer wurde es mit den Jahren. Das Romantische aber, eher als daß es sich verlor, wuchs es. Dauthendey's Leben, ein Künstlerleben – was denn auch sonst? – sollte es sein. Gelebt sollte es werden, gedichtet; doch als Sohn seiner Zeit wollte er sich auch gedanklich-spekulativ seinen Reim darauf machen.

Und da er zudem lebensneugierig war, sah er sich in den Großstädten um, wo kunst- und weltanschauungsbeflissene Leute, denen im Gegensatz zu ihm der Kopf freilich gern rauchte, kräftig vom Leder zogen, sich stritten. Da zuzuschauen, war nicht ohne Reiz, en passant. Dauthendey wollte weiter und er wollte zurück. Weiter in schönere Länder, die vom Hier und Heute nicht oder kaum berührt schienen, wo die Künstler, die Schriftsteller, so es sie gab, nicht oder höchstens auf anmutig-rituelle Art stritten und alles noch mehr als hierzulande Himmel und Erde, also Natur war – und zurück in die Stadt, wo er geboren und aufgewachsen und immer aufs Neue Aufnahme zu finden besorgt war.

Das Würzburg der Jahrhundertwende, es gefiel ihm, da ließ sich's stets wieder leben. Eine Stadt, damals wohl auch wie geschaffen für einen Menschen, dessen Augen immer die Stadtlandschaft suchten. Eine trotz ihrer Miniaturhaftigkeit vielgestaltige Stadt, wie ausgeschnitten, herausmodelliert aus der Natur, mit Anlagen, Gärten und Vorgärten, mit Türmen, Häusern und Häuschen, die sich da und dort zwängten, aber kaum kleinlich und immer überblickbar in die Hügellandschaft eingepflanzt waren. Vielleicht nicht als Bürger, aber als Kind dieser Stadt hat sich Dauthendey bis an sein Lebensende betrachtet.

Nicht weit von der Alten Mainbrücke ist er geboren, unweit der Löwenbrücke wohnte er später. Noch mehr Zuhause, vom Herzen und den Sinnen her heimisch fühlte sich Dauthendey aber ein Stück außerhalb der sich damals kaum über das Tal breiten Stadt, auf dem Gutshof „Zur Neuen Welt“ am Leutfresserweg. Als junger Mann erholte er sich hier von einem Nervenfieber, das ihn befallen, als sein Vater ihn dazu hatte bringen wollen, seinem Beispiel folgend, einen ihm gar nicht entsprechenden, den Fotografenberuf zu ergreifen.

Auf der „Neuen Welt“ lernte Dauthendey damals ein apartes junges Mädchen kennen, wie exotisch mutete es ihn an, die Malerin Gertraud Rostosky. Es entstand eine Freundschaft; sie wollte nie enden.

Auch als das Gut nicht mehr im Besitz ihrer Familie war, blieb die Künstlerin auf der „Neuen Welt“ wohnen. Sie überlebte den Freund um viele Jahrzehnte, eine grande dame, die mit einer gewissen Hartnäckigkeit alterte und ihrer Besonderheit im Würzburger Kunstleben stets eingedenk war.

In den 50er Jahren bildete sich um sie noch einmal ein kleiner, sich nur selten und dann meist zu ihrem Unwillen verändernder Kreis malender, schreibender, musizierender, auch der Wissenschaft ergebender Menschen.

Allen weit an Jahren voraus, präsidierte sie sehr herrinnenhaft, in wahrer Respektabilität, in Sachen Dauthendey eine Instanz, manchmal eine unbarmherzige Richterin. Zur Sommerszeit versammelte man sich auf der großen Terrasse, nachmittags, mitunter bis zur beginnenden Nacht. War ein festlicher Anlaß, brannten zum Ende hin Kerzen, so daß man noch zu vorgerückter Stunde über den Leistunggrund zur Festung hinsehen konnte.

In dem zur Terrasse gelegenen Zimmer Gertraud Rostoskys saß man im Winter, ein Raum, in dem die Erinnerung wob, Bilder der Künstlerin an den Wänden, Porträts, Stilleben, kleine Landschaftsstücke, alles schon vor Jahrzehnten entstanden, der Malerin wie vom Wesensgrund zugehörig. Auf dem Tisch das Service: seitdem die „Neue Welt“ stand, konnte den Gästen nicht anders kredenzt worden sein. Aus der Zuckerdose hatte vermutlich auch Dauthendey den Kaffee sich versüßt. Dann und wann dampfte nebenan der Samowar, Relikt aus Gertraud Rostoskys anderer, der östlichen Heimat. Betty Rauchenberger, die Wirtschafterin, keineswegs ohne Welterfahrung, hatte angerichtet. Murrend manchmal, wenn ihr die Wirrnis des Haushalts allzu unheil vorkam, oder wenn die Ungeduld ihrer Herrin, mehr noch die derer, die sich ein häusliches Mitspracherecht eingeräumt hatten, ihr fehl am Platz zu sein schien. Dann aber setzte auch sie sich dazu, hörte auf alles, war Gast unter den Gästen. Frühere Schüler der Malerin, inzwischen ihre Vertrauten,

stellten sich ein: Rita Kuhn, die schier ihr Herz an die „Neue Welt“ hing, und Joachim Schlotterbeck, der sich, der Zwänge des Stadtlebens überdrüssig, hier ein sehr wohnliches, aber auch elegantes, mit den erlesenen Möbeln, den Schmuckstücken fast schon kostbares Atelier eingerichtet hatte. Ein Mitbewohner der „Neuen Welt“ wie auch der Schriftsteller Werner Beumelburg, den es nach dem Krieg hierhin verschlagen hatte. Er ertrug diese Jahre, die seine früheren Erfolge nicht mehr so recht sichern konnten, mit Haltung. Seine Anwesenheit war unaufdringlich, freundlich, ja liebenswürdig und doch von distinguiertem Bestimmtsein; ein Herr, der anderes, auch ihm vielleicht Fremdes, zu achten wußte und schon deshalb selbst Achtung genoß.

Auswärtige Gäste kamen zu dieser Zeit nur noch selten. Einmal kehrte Alfred Richard Meyer, ehemals Obmann der Dauthendey-Gesellschaft in Berlin, während einer Reise kurz auf der „Neuen Welt“ ein, der Munkepunke der 20er und 30er Jahre, der keß-witzige Lyriker und der das Kulinarische liebende und lobende Feuilletonist.

Heiner Reitberger gehörte zu denen, die sich in den 50er Jahren auf der „Neuen Welt“ trafen, einer der Letzten, denen sich die Person Dauthendey auch noch ein wenig aus seiner unmittelbaren Umgebung erschloß. Die Erinnerung an diese Zeit, die so viel Unwiederbringliches hatte, regte ihn zu dieser Arbeit an, trug dazu bei, sie zu qualifizieren: jedes Wort verrät da Befugnis. Die Sichtung und Auswertung der zahllosen Zeitdokumente blieb gleichwohl, was sie sein mußte: eine Mühsal, wohl nur von dem recht zu ermessen, der selbst einmal vor einer solchen Aufgabe saß.

Reitberger ist in seiner Studie zur Jahrhundertwende zurückgekehrt. Sie handelt von Menschen, die sehr bewußt in dieser Zeit lebten, die durch sie charakterisiert wurden, die sie selbst charakterisierten. Menschen, die das Leben noch sehr persönlich nahmen und es mit Farbe versahen, die an die Verwirklichung ihrer selbst glaubten und sie erstrebten: das Menschenmögliche war's ihnen, des Menschen höchste Berufung. Max Dauthendey und Gertraud Rostosky, und dazu noch Oskar Panizza, der beider Weg kreuzte, Nervenarzt und Poet, ein düsterer Mann, was sein späteres Schicksal, was zum Teil auch sein literarisches Oeuvre betrifft. Unter Franksens exzentrischen Dichtern der mit dem meisten Ubelwollen, aggressiv bis zum Exzeß. Um so beeindruckender, wenn er statt böse-, plötzlich scharfsichtig wurde, ein Meister des literarischen Psychogramms, oder aber wenn er sich aus seinem unleidlichen, wahnhaften Kirchenhaß in die Höhen reiner Phantastik erhob: ein Paradies, aus dem man ihn nicht vertreiben konnte, nicht selten der Ort seiner Begnadung.

Dauthendey, Rostosky, Panizza, fränkische Künstlerpersönlichkeiten der Jahrhundertwende, Leute, die sich gern in der Welt herumtrieben, auch in der Welt, die sie selbst waren, die in ihnen wob und an der sie mitwoben. Ob sie schrieben oder malten, sie waren Poeten. Sie hatten Träume und wußten, daß die zu ihnen gehörten, sie ließen ihre Träume nicht aus dem Sinn, sie gaben etwas für sie, sie richteten sich auf sie ein, sie lebten mit ihnen. Dauthendey's Weg in die Welt, über alle Berge und Meere, wie real er ihn auch beschritt, war ein Traumweg. Gertraud Rostosky notierte sich ihre Träume, sie wohnte in ihnen wie in einem Haus und schaute durch sie in die Welt. Panizza gar inspirierten die seinen zu kosmischen Phantasien. Auf ihre Träume und wenig anderes sonst hatten die drei Künstler ihre Sache gestellt.

Dichtermut, Künstlermut, es kann vieles bedeuten. Mut zum Traum, das hat's ihnen bedeutet. Sie hatten den Mut, das zu tun, wozu Anlage und Natur sie antrieb. Sie wollten das Leben gegen den Traum nicht immunisieren. Sie wagten es, feine Sinne zu haben, wenn sich die Möglichkeit nicht ausschließen ließ, daß im Künstlertraum Weltwahrheit aufschimmern könnte.

Reinhard Düffel

Zeitgenössische Literatur aus Franken



Irmtraud Tzscheuschner

Einer kommt in eine Stadt, in der er noch niemals gewesen ist, setzt sich in ein Straßencafé und schaut zu. Schaut zu, was um ihn passiert, wie sich Menschen begegnen und trennen, von hier nach dort gehen, beschäftigt, oder jedenfalls mit der Vorstellung im Kopf, etwas zu tun. Zweierlei ist möglich: sich als Teil dieser Stadt zu begreifen (es können), dem Tischnachbarn eine Zigarette anzubieten, zu plaudern – doch in dieser Unkompliziertheit ist das mehr Fiktion als möglich, mehr Kino als Alltäglichkeit. Üblich ist, und doch so sehr verdrängt, daß die Stadt tatsächlich vor einem 'passiert', es unendlich

schwierig ist, auch nur ein Wort zu sagen, daß der Blick wie von außen auf alles fällt und man sehr weit weg von alledem ist. In etwa ist damit der Erlebensmodus der Großstadt angedeutet, wie ihn Baudelaire bereits um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Ansätzen gestaltete. Die Erfahrungsweise des hoffnungslos Atomisierten, der überall Systeme sieht, zu denen er seiner Überzeugung nach nicht gehört und nie gehören wird, der überall auf Massivitäten stößt und sich den Kopf an ihnen einrennt, aber nicht mehr in der Lage ist, sie transparent zu machen.

Die Arbeiten Irmtraud Tzscheuschners bewegen sich innerhalb einer gearteten Erfahrungswelt. Sie wird voll akzeptiert; Kunst entsteht hier aus der Anstrengung, 'trotz allem' wenigstens noch schmale Bereiche einer zurückweichenden Wirklichkeit aufzunehmen. Das ständige Nachgreifen und Loslassenmüssen, die Resignation vor der ausgebrannten Sprache, das ist das Prinzip dieser Dichtung, die Spiegelung des skizzierten Erlebnismodus in der Ebene des Künstlerischen.

Schon in dem 1966 erschienenen ersten Auswahlbändchen sind nahezu alle später dann weiter ausgearbeiteten und abgewandelten Motive präsent. Drehpunkt ist – traumatisch fast – ein Erschrockensein vor Komplexitäten; der Schock, wenn Naivität sich selbst ungläubwürdig wird; die Bruchstelle zwischen einem begeisterten Ja zur Welt und der Desillusion durch die Wucht des Konkreten. Diese Bruchstelle, in der das Subjekt uneins mit sich selber geworden ist, sich selbst nicht mehr